

Maxie Wander

Aus: Tagebücher und Briefe. Aufbau Verlag 1981

Wiepersdorf, Anfang Dezember 1973

Vor ein paar Tagen packten mich Reue und Mut, vielleicht auch Neugier, und ich schrieb an Fred folgenden Brief: „Fred, Teurer, ich hab Dich betrogen! (Kunststück, man kann leicht beichten, bei ‚nur‘ drei Seitensprüngen in zwanzig Jahren!) Aber es geschieht Dir recht. Du Schläfer auf dem samteneu Ruhekissen des ‚guten Gewissens‘. Man soll nicht ausruhen auf den Lorbeeren vergangener Tage. Verstehst Du, auf erotischen Lorbeeren soll man nicht zulange ausruhen, sonst geh ich zu meinem Paul auf dem Prenzlauer Berg, der ist dreißig Jahre jünger als Du. Jawohl, es geschieht Dir ganz recht, mein Alter, denn wenn Du schon unbedingt Vater spielen willst bei mir unwürdigen ‚Tochter‘, sollst Du Dir alles anhören bis zum Schluß: Es ist ein armer junger Mann (und seine Augen hättest Du sehen sollen, als er mich schüchtern anredete, nicht nur jüdische Augen können glühen!), ein Student, der in seinem Zimmer nicht einmal ein Leintuch besitzt. Hat er die Tischdecke genommen, ganz einfach, um mich nicht zu beschämen, die blaukarierte. Und es ist schließlich weggerutscht, war zwecklos. So, nun weißt Du, daß auch noch andere um mich werben. Und wie ... Über alles weitere lege ich sanftmütiges Schweigen. Ich hab Dich trotzdem gern, falls Du noch Wert darauf legst. Deine Maxie“

Und was antwortet mir prompt mein geliebter Alter, mein weiser Zaddik? „Liebe Mäxl, der Schlag soll Dich treffen, denn Du hast das Zeug, die Schallmauer zu durchstoßen, nicht nur Mauern, Barrieren aus Käse und Streuselkuchen, auch die Prenzlauer Hinterhöfe wirst Du weit hinter Dir lassen, die Jauchengruben vor unseren Fenstern, die Schaufenster voll mit Waren aus unseren volkseigenen Kunstseidefabriken, die süßen kleinen Cafés, die sie jetzt schaffen, mit lauschigen Lampen auf jedem Tisch, für die Liebenden, o schlag sie durch, alle Hindernisse, die Dich von der Menschwerdung abhalten, laß Flügel Dir wachsen aus lyrischen Ergüssen und Sarkasmen, die Dir aus den Ohren wachsen, aus dem Mund, Deinem überschäumenden Mund, und verlasse unsere kleinen geometrischen Felder der Tischdecken, der blaukarierten, o verlasse alle Frühstückstische und die Friseurstuben, nicht nur die Gemeindestuben voll gesiebter Höflichkeit und Kälte, nicht nur die Sitzungssäle voll bleiernem Schlaf, verlasse alles und schwing Dich auf zu den geistigen Höhen, nicht der Studierten meine ich, sondern jenes Geistes, der aus den Eingeweiden wächst, aus Deinem schönen, warmen Bauch, dem seidenweichen, voll schöner Gedanken und Zorn und Liebe und Erkenntnis des wahren Lebens. Mäxl, hab eben Deine zwei Geschichten gelesen: ‚Eine Frau und ein kleiner Heiliger‘ und ‚Sonntag im Bois Vincennes‘. (Daher also nimmst Du Deine Erfahrungen, am Prenzlauer Berg!) Aber ich kann Dir nicht böse sein. Du bist eine Dichterin und hast einen Freibrief. Ich liebe Dich wie immer. Dein Fred“

Wiepersdorf, im Dezember 1973

Ich weiß jetzt - im Unterschied zu meinem vergangenen, schönen Leben -, wie ich bin, welche schlechten Eigenschaften ich habe, wie tief und nachhaltig ich gestört bin. Wenn das ein Erfolg der Psychotherapie ist (zusammen mit anderen Faktoren, mein Nachdenken über Fred, die bösen Denkanstöße durch Peter usw.), dann ist es ein fragwürdiger Erfolg, denn ich fange nichts damit an, im Gegenteil. Ich begehe die gleichen Fehler wie eh und je, nein, schlimmere! (Als ich mich noch leiden konnte und gut fand, war ich vielleicht besser. Wo beißt sich da die Katz in den Schwanz? Oder war ich nur jünger, sonst nichts?)

Ich mache mir nichts mehr vor über mich und meine Wirkung auf andere, auf Fred und die Kinder vor allem, nur die Schuldgefühle sind arg, das Selbstwertgefühl ist faktisch am Verrecken, und die Depressionen häufen sich. Wem ist damit gedient? Also taucht die alte Frage auf: Ist ein wenig Selbsttäuschung nicht lebensnotwendig? Und damit verbunden die Täuschung anderer. Darauf beruht doch unser menschliches Zusammenleben und die Welt! Können die Menschen mit „Wahrheiten“ über sich selbst etwas anfangen? Wenn ich einen Menschen hätte, dem meine Selbsterkenntnis etwas nützt, der sie mir tragen hilft und sie nicht gegen mich verwendet, vielleicht würde ich mit meiner verflixten Situation etwas anfangen. Aber allein?

Ich habe trotzdem den zweifelhaften Mut, mich anzuschauen und zum erstenmal meine Fehler beim Namen zu nennen, vor allem im Zusammenleben mit den Kindern und Fred. Vielleicht bannt man sie damit. Sicherlich ist es dringend nötig, mein lädiertes Selbstbewußtsein, nein, meinen Ekel vor mir selber (der durch die verlöschende Liebe von Fred noch verstärkt wird) durch Arbeit aufzumöbeln. Aber nur durch eine wirkliche, von mir akzeptierte Leistung werde ich mich wieder anschauen und ertragen können. Das scheint mir im Moment das ganze Problem.

Vielleicht würde es auch nützen, meine guten Eigenschaften, die doch jeder hat, zu besichtigen und zu renovieren. Doch kommt mir der Verdacht, daß es mit den guten Eigenschaften so eine Sache ist: Was dem einen gut erscheint, mag den andern ärgern, und auf diese verzwickte Weise wird sich wohl meine „Störung“ verfestigt haben. Was ich beispielsweise Energie nannte, Schwung, Aktivität, Lebensfreude

oder gesunde Streitlust, das nannte Fred pauschal Aggressivität und empfand es auch so, ganz und gar unzumutbar und die schlimmste aller Todsünden. Hat es dann einen Sinn, der Frage nachzugehen, was zuerst da war, das Huhn oder das Ei?

Wiepersdorf, Dezember 1973

Sterben kann wie Schweben sein. Jedenfalls kann es angenehm sein, man fällt, wie eine Schneeflocke, nichts weiter.

Ich weiß jetzt, woher die Dichter ihre Fachkenntnis über den Tod beziehen, den sie doch nicht kennen. Sie werden wohl auch einmal vor dem großen Tor gestanden haben, wie ich - oder sich eingebildet haben davorzustehen. Seit damals, vor zwei oder drei Jahren, als ich mich in unserem Garten ins Gras legte (und alle um mich herum so erschrocken waren), ging es mir eigentlich gut mit dem Herzen. Aber in diesen Tagen in Wiepersdorf - große Müdigkeit, grundlos. Wenn ich eine halbe Stunde durch den Wald gestapft war, fiel ich erschöpft ins Bett. Dazwischen schrieb ich viel, ging trotzdem wieder hinaus, ein kleiner Spaziergang Richtung Moor. Es war wunderbar. Waldarbeiter hatten ein großes, knisterndes Feuer angezündet, mitten im Schnee. Ich schreckte zwei Rehe auf, die durch das Unterholz flüchteten, ihre weißen Popos schwebten zwischen den dunklen Stämmen auf und nieder, wie Marionettenfiguren an behutsamen Fäden. Schön war das. Schön und geheimnisvoll.

Auf einer Kieferschonung konnte ich nicht mehr weiter. Die Mittagsonne schien auf den Pulverschnee, die langen Kristalle funkelten, und überall waren die schmalen, eleganten Spuren der Zweihufer zu sehen. Die Kiefern waren mit Rauhref bedeckt, ein Buntspecht behämmerte einen hohen, kahlen Baum, durch dessen Zweige die Strahlenbündel der Sonne fielen wie durch einen leichten Nebel. Ich schaute zu dem Specht hinauf, auf seinen schönen roten Schwanz, und mir wurde schwindlig. Alles drehte sich, und auf einmal spürte ich, wie mein Herz von einer großen, unnachgiebigen Faust zusammengedrückt wurde. Es tat nicht weh, es schnürte mir nur den Lebensstrom ab, und ich fiel langsam nach vorne in den Schnee. Es war wie in den Filmbildern - ich stürzte nicht, ich schwebte, wie eine Spirale schraubte ich mich langsam in den Erdboden, jedenfalls kam es mir so vor. Ich weiß nicht, ob ich wirklich bewußtlos war. Ich hatte nie zuvor etwas Vergleichbares erlebt, nicht einmal mit Kitty. Das Denken war ausgeschaltet, und obwohl ich meine Wange kalt im Schnee fühlte und die Kälte immer tiefer in mich drang, obwohl mein rechtes Handgelenk arg schmerzte, weil ich so dumm gefallen war (Aber die Hand tat nicht mir weh, sie war weit weg, gehörte mir nicht mehr!), obwohl ich noch den Specht klopfen hörte, seine geheimnisvolle Botschaft, und die Welt sich entfernte, war ich glücklich, endlich ruhig und zufrieden.

Nach einer Weile spürte ich ein wenig Leben in mir, es war unangenehm, wie ich mich deutlich erinnern kann, ich wollte die Wange wegdrehen, die eisige Wange, den Kopf heben ... Sicherlich lag ich nicht lange, denn die Sonne stand noch ziemlich hoch, so hoch sie eben an einem Dezembertag stehen kann. Trotzdem war alles ganz anders. Vielleicht ist es Unsinn zu behaupten, nur bei höchstem Bewußtsein lebe der Mensch intensiv. Ich glaube, ich hab noch nie so stark gelebt und alles um mich herum wahrgenommen, getrunken, aufgesaugt, obschon meine Wahrnehmungen eher einem Traum glichen. Ich begriff nicht, wo ich war, ich konnte nicht denken, gab mir auch keine Mühe. In kristallner Klarheit sah ich den Wald, und es ist unmöglich, heute zu beschreiben, was ich sah. Und wie ich mich erhoben hatte, ist mir nicht mehr bekannt. Ich bewegte mich langsam, ohne zu wissen, wohin und ob ich noch lebendig oder schon tot war. Vielleicht war alles doch nur ein Traum?

Ich fand mich auf dem schönen, schnurgeraden, schmalen Weg zwischen den Sümpfen, den mir Hugo einmal im August entdeckt hatte. (Damals stank es hier, und in der Hitze wimmelte es von Insekten.) Zu beiden Seiten seltsame dunkle Baumleichen im Eis, bizarre Formen vor dem mattblauen Himmel und am Rande der Eisflächen gelbbraune Grasbüschel und verdorrtes Schilf. Ich stand unbeweglich in meinem langen schwarzen Mantel, als ein Reh am linken Ufer entlangkam, sein Fell war von einem gleichmäßigen stumpfen Braun wie das Schilf, an dem es manchmal zupfte. Von Zeit zu Zeit hob es den Kopf mit der feuchten, dunklen Nase, witterte aber keine Gefahr und trottete gemächlich auf mich zu. Es war, als wollte es mich begrüßen.

Ich dachte überhaupt nichts, nicht einmal Worte kamen mir in den Sinn, war eins nur mit allem, was mich umgab, konnte nicht einmal unterscheiden, ob ich in das Reh geflüchtet war oder in einen Baum. Nur ein großes, ruhiges Erstaunen: Es sieht mich nicht, riecht mich nicht, obwohl es mich anzuschauen scheint. Das Reh tapste geschickt über eine Eisscholle und kam die Böschung herauf, direkt auf mich zu. Zwei Schritte vor mir blieb es stehen, und wir schauten uns an. Dann riß es einen kleinen, verwirrten Haken, hielt aber sofort wieder inne, da ich mich nicht rührte, stand unbeweglich da, den Hintern mir zugewandt, lauschend, mit steilen Ohren, trottete dann weiter, wandte sich noch einmal nach mir um, schaute mich neugierig an aus seinen wunderbaren schwarzen Augen — und trabte endlich quer zum andern Ufer, wo es geräuschlos im Dickicht verschwand.

Ich fand ins Schloß zurück (wo ich ganz allein hause), obwohl ich den Weg nicht wußte und auch nicht suchte. Der Anblick und die lauten Stimmen der Holzarbeiter vor dem Haus, während sie die langen

Bretter stapelten, brachten mich in die Wirklichkeit zurück. Ich fürchtete plötzlich einen Schnupfen zu bekommen, dachte an ein heißes Bad, hatte aber nicht die Kraft dazu. Ich schleppte mich zu meinem Zimmer, noch immer nicht sicher, ob ich nicht doch noch sterben würde, wenn ich mich hinlegte, konnte mich kaum mehr auf den Füßen halten. Sah noch im Vorbeigehen mein Gesicht im Spiegel, es war ganz blaß und fremd. Ich fiel aufs Bett, zog nur den Mantel aus und die Schuh, hüllte mich mit letzter Kraft in die Decke und schlief lange. Wachte auf, weil mir schlecht war. Weggeblasen diese wunderbare, unirdische Gelöstheit - ich erbrach mich qualvoll.

So könnte Sterben sein - für dich selber die Erlösung, sogar eine Euphorie. Für die andern die beschmutzten Tücher. Drei Tage später suchte ich den Weg wieder, wie ein verlorenes Glück. Und obschon ich mir jede Weggabelung einzuprägen versuchte, verirrte ich mich, kam in ein fremdes Dorf, fand nur mit Hilfe anderer zurück. Die traumhafte Sicherheit, mit der ich damals aus dem Wald herausgefunden hatte, ließ mich diesmal im Stich. Ich war nicht mehr in der Gnade.